

„Es herrscht ein gefährliches Chaos“

Chantal und die Folgen: Die Vorsitzende des Pflegefamilienverbands fordert Standards für die Betreuung

Die Zahl der Kinder, die in Deutschland aus ihren Familien genommen werden und in Heimen oder Pflegefamilien aufwachsen müssen, steigt rasant: Alleine in den vergangenen fünf Jahren um 42 Prozent. Doch gute Pflegefamilien sind schwer zu finden. Dagmar Trautner, die Vorsitzende des Bundesverbands der Pflege- und Adoptivfamilien, erklärt, vor welchen Herausforderungen Pflegeeltern stehen – und was das mit dem Fall der verstorbenen Chantal zu tun hat. Das elf Jahre alte Mädchen wuchs bei drogenabhängigen Pflegeeltern auf und starb am 16. Januar offenbar an einer Vergiftung mit der Heroin-Ersatzdroge Methadon in Hamburg-Wilhelmsburg. Die Leiterin des zuständigen Jugendamtes wurde von ihren Aufgaben freigestellt.

SZ: Frau Trautner, die Zahl der Inobhutnahmen steigt seit 2006 ungebremst an. Werden die Deutschen zunehmend erziehungsunfähig?

Trautner: So kann man das nicht sagen. Natürlich, wenn Kinder aus ihren Familien geholt werden, liegt das meist an Drogen- oder psychischen Problemen der Eltern, oft spielen Gewalt und Vernachlässigung eine Rolle. Aber diese Probleme haben nicht insgesamt in dem selben Maß zugenommen. Zugenommen hat auch die Sensibilität der Jugendämter.

SZ: Vor sechs Jahren wurde der kleine Kevin in Bremen von seinem drogensüchtigen Ziehvater getötet, und in Schwerin verhungerte die fünfjährige Lea-Sophie vor fünf Jahren in der Wohnung ihrer Eltern. Haben diese Kinder die Politik der Jugendämter verändert?

Trautner: Diese und andere Todesfälle, ja. Die Hürden, ein Kind von seiner Familie zu trennen, sind in Deutschland sehr hoch. Zuvor müssen schon alle anderen Hilfsmaßnahmen versagt haben. In

den letzten Jahren wagt man den Schritt vermehrt.

SZ: Und braucht also vermehrt Pflegefamilien. Wie werden die gesucht und ausgewählt?

Trautner: Das ist das zentrale Problem: Es gibt da keine einheitlichen Standards, das ist von einer Kommune zur nächsten unterschiedlich. Im Bereich der Jugendhilfe herrscht in Deutschland ein gefährliches Chaos: Allen Jugendämtern gemein ist nur die Pflicht, das Wohl der Kinder zu sichern. Aber wie sie das tun, in welchem Umfang die Betreuung stattfindet, nach welchen Konzepten gehandelt wird, wie hoch die Fallzahlen pro Mitarbeiter sind – das kann jeder auslegen, wie er will.

SZ: Und so kann es passieren, dass am Ende ein Kind wie Chantal aus einer drogensüchtigen Familie in die nächste kommt?

Trautner: Ja, wobei das natürlich ein besonders negativer Ausreißer ist, in

„Die Hürden, ein Kind von seiner Familie zu trennen, sind sehr hoch.“

dem wirklich alles schiefgelaufen ist, was schiefgehen kann. Dennoch: Solche Dramen könnten vermieden werden, wenn wir einheitliche Standards hätten, die die Pflegekinderhilfe erfüllen muss.

SZ: Aber das Problem ist doch, dass es schon jetzt zu wenig Pflegefamilien gibt.

Trautner: Ja, der Mangel ist eklatant. **SZ:** So eklatant, dass in einigen Fällen vielleicht lieber die drittbesten Eltern genommen werden anstatt gar keine?

SZ: So eklatant, dass in einigen Fällen vielleicht lieber die drittbesten Eltern genommen werden anstatt gar keine?

Trautner: Die meisten Jugendämter leisten gute Arbeit. Aber manchmal werden wohl Kompromisse eingegangen, die nicht zum Wohl des Kindes sind.

SZ: Die Unterbringung in einer Pflegefamilie ist ja auch deutlich günstiger als in einem Heim: Ein Heimplatz kostet mehrere tausend Euro im Monat, eine Pflegefamilie einige hundert Euro.

Trautner: Die finanziellen Mittel in der Jugendhilfe sind zu knapp, so viel ist richtig. Aber ob ein Kind in eine Pflegefamilie kommt oder nicht, wird hoffentlich nicht in erster Linie nach Kostengesichtspunkten entschieden. Für die meisten Kinder ist das Leben in einer Pflegefamilie einfach besser als im Heim.

SZ: Was sollte eine Pflegefamilie einem aufgenommenen Kind bieten?

Trautner: Sie sollte das Kind in seinen privaten Bereich aufnehmen und dafür sorgen, dass es zur Ruhe kommt. Die Pflegefamilie muss klare Bindungspersonen stellen, das Kind fördern, ihm den weiteren Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie ermöglichen und es mit seinen Schwierigkeiten ernst nehmen. Diese Kinder müssen erstmal ganz viel verarbeiten und mit ihrer Lebensgeschichte klarkommen.

SZ: Klingt nicht gerade nach einer einfachen Aufgabe. Was für Gründe haben Pflegeeltern, trotzdem solche Kinder aufzunehmen?

Trautner: Ganz klar soziale Gründe. Oft hat sich der Blick der Menschen auf das Leben durch tragische Vorfälle im eigenen Umfeld geändert. Manche sehen auch einfach, dass sie selbst viel Glück hatten im Leben und dass sie davon etwas abgeben können oder einfach ihr Leben gemeinsam mit Kindern gestalten wollen.

SZ: Trotzdem genießen Pflegeeltern in Deutschland nicht den besten Ruf.

Trautner: Das stimmt leider. Wir müssen uns sogar immer wieder den Vorwurf anhören, aus finanziellen Gründen zu helfen. Das ist ein Witz: Die Eltern bekommen je nach Alter des Kindes 450 bis 700 Euro Unterhalt und nur 200 bis 300 Euro Erziehungshilfe – damit sie rund um die Uhr im Einsatz sind. Und das, wo viele Pflegekinder deutlich mehr Zuwendung, Zeit beim Therapeuten und Hilfen brauchen als die eigenen.

SZ: Pflegeeltern haben viel Verantwortung – welche Rechte haben sie?

Trautner: Sehr wenige. Das Sorgerecht bleibt ja bei der Herkunftsfamilie oder bei einem gesetzlichen Vormund. Die wichtigen Entscheidungen – etwa über Operationen, über die schulische Laufbahn, über weite Auslandsreisen – dürfen Pflegeeltern nicht alleine fällen. Das macht die Aufgabe nicht attraktiver.

SZ: Betrachtet man aber Fälle wie jetzt den von Chantal, ist das vielleicht ganz gut. In Hamburg sollen Pflegeeltern künftig strenger überprüft werden – löst mehr Kontrolle die Probleme?

Trautner: Kontrolle ist das falsche Wort. Die Kinder sollen ja gerade in ein privates Umfeld kommen und sich dort zu Hause fühlen. Wichtiger ist also eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen Jugendämtern, Herkunft- und Pflegefamilien. Und es braucht einheitliche Regeln, die verhindern, dass die Überlastung eines Sozialarbeiters lebensgefährdend für ein Kind wird. Das hat mit Kontrolle nichts zu tun, sondern mit Begleitung, mit Beratung, mit Austausch. Viel zu oft werden Pflegekinder in Deutschland noch alleine gelassen – und damit auch ihre Familien.

Interview: Charlotte Frank